

Nr. 40

1903.

# Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse  
und deren Sonder-Ausgaben.  
Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

## Im Herbst.

Wenn sich des Herbstes Nebel spalten  
Und beschienen glänzt das Tal,  
Das sich fast noch grün erhalten,  
Steht auch mancher Baum schon fahl,  
Da, statt trauernd zu verzagen,  
Möcht ich lieber träumend fragen:  
Kommt der Frühling noch einmal?

## Die Radlerin.

Roman von Heinrich See.

[Nachdruck verboten.]

Vor den Fenstern fegte der Märzsturm. Es war bald Mittag, aber der Himmel wollte nicht lichter werden. Rudolf lag auf seinem Kanapee. Komfortablere Junggesellen-Wohnungen gab es im ganzen Westen wohl nur wenige. Er rauchte aus einer Art von Wasserpfeife. Suika hieß das Ding in Kairo, wo er es in einem Bazar erstanden hatte. Eine hohle Kokosnuß mit frischem Wasser gefüllt, aus der zwei Rohrstengel ausliefen, der eine in seinen Mund, der andere in einen roten Tonkopf, in dem der Schag glomm. Die Europäer in Kairo behaupteten, daß der Tabak, wenn er durch das Wasser ginge, seine Hitze und das brenzliche Gefühl auf der Zunge verliere.

Für Rudolf war es herzlich gleichgültig. Nicht für eine Million hätte er irgend einem Menschen erklären können, warum er dieses Monstrum mit nach Berlin genommen und überall den Zoll dafür gezahlt hatte. Es gab noch viele andere Dinge an ihm, die er den Menschen nicht hätte klar machen können. Auf eins mehr oder weniger kam es tatsächlich nicht an.

In immer dünneren Säulen stieg der Rauch zur Decke empor. Der Schag erlosch. Rudolf starrte vor sich hin.

Es sah, wie gesagt, ganz außerordentlich komfortabel um ihn aus. Die Möbel geschwärzter Buchsbaum, keine Fabrikarbeit, sondern nach eigenen Zeichnungen gefertigt. Teppiche aus der Renaissance mit Granat-



Heiterer Sinn. Nach dem Gemälde von E. Saporetti.

apfelmustern. Gobelins aus der Schule von Fontainebleau. Schüsseln, venetianische Arbeit, von vergoldetem Kupfer mit eingesezten Kornetten. Teller aus Limoges von Pierre Raymond. Böhmisches Gläser von wunderlichen Formen, Bilder, Stiche, Bronzen, Statuetten, Waffen, hunderterlei Kram, den er aus Langeweile in aller Herren Länder zusammengekauft hatte und welcher nun ein unruhliches, nutzloses Dasein führte, weil ihn kein Mensch mehr ansah.

Warum war er nur nach Berlin zurückgekehrt?

Rudolf dachte über diese Frage nicht im eigentlichen Sinne nach — nein, sie schwebte nur vor ihm so in der Luft, wie der feine, blaue, in seine Moleküle sich auflösende Tabaksnebel.

Rudolf starrte auf diese Frage hin. Was also hatte er her in Berlin zu suchen?

Warum er Kairo verlassen hatte, das mußte er genau. Es hatte ihn gelangweilt, wie alle sonstigen schönen Gegenden in der gesitteten Welt.

Schon auf dem Friedrichsbahnhof, als er Berliner Asphalt wieder unter den müden Füßen verspürte, war er sich der unbehaglichen Empfindung, die ihm diese Stadt gewöhnlich erweckte, wieder bewußt. Berlin war grell und schrill und er liebte die gedämpften Farbentöne, weil sie vornehmer waren. Es gab keinen Stadtteil in ganz Berlin, wo einem dieser Asphalt nicht schon durch die schweren Lastwagen, die langsam darüber krochen, unheilbar verleidet wurde. Arbeit, Arbeit, überall Erwerbstätigkeit, die einem Menschen, der in Muße durch das Leben ging, sich auf die Nerven legte.

Rudolf stand auf. Er trat ans Fenster. Regnete es nun oder schneite es?

Der Himmel sah noch immer so grau aus, als wollte er niemals wieder heiter werden, wie ein Mensch, der an Melancholie litt.

Die Häuserfronten drüben lagen wie verödet. An den Fenstern zeigte sich kein Mensch. Auf einem großen, aus Gips gebildeten Adler, der die Dachkante gegenüber krönte, saß eine stille Krähe und ließ es sich wohl sein. Der Adler kam Rudolf wie ein versteinertes Kiesel vor, auf dem die Zwerge Mötoria trieben.

Von der nahen Matthäikirche schlug es zwölf.

Rudolf dachte mit Grauen daran, wie viel Stunden nun noch bis zum Essen zu bewältigen waren. — Einem Klub gehörte er nicht an. Ritter vom Turf, denen er Geldgefälligkeiten erwiesen hatte, gute Namen, hatten ihm mehrfach zu verstehen gegeben, daß sie sich Mühe geben wollten, ihn in den Unionklub zu bugstieren. Er hatte für diese Gnade aus der Tiefe seines Herzens und deutlich gedankt.

Die Stunden wollten verbracht sein. Jrgendwo auf einem Teller lagen litographierte Karten, Namen von Leuten, die sich zu seinen Bekannten rechneten. . . darunter die Angabe: „Zu Hause Montag von 4—5“ oder etwas dem ähnliches. Zwischen diesen Karten lag der Staub. Unangerührt ruhten sie hier, seit sie die Post gebracht hatte, seit dem Herbst. Was wollten denn die Leute von ihm? Er ließ die Welt in Frieden, mochte die Welt auch ihn in Frieden lassen.

„Frau Siegfried Neubrink“ stand auf der einen Karte.

Rudolf behielt sie länger in der Hand als die übrigen.

Zwei graue Augen, von blondem Haar überwallt, sahen ihn an. Der übrige Teil des Gesichtes war ihm kaum noch deutlich.

Wahrhaftig, er hatte lange nicht an sie gedacht.

Auch sie!

Sie hatte noch auf ihn gerechnet. Dafür sprach die Karte.

Sie mußte ihn jetzt für sehr unartig halten. Mehr! Für taktlos.

Ja, für ungeschickt. Es war das Dümme an einem Mann. Dennoch fühlte Rudolf nicht eine Spur Verlegenheit, ihr wieder entgegenzutreten.

Es war ihm einfach unmöglich, vor einer Frau verlegen zu werden. Vielleicht war das auch der Grund, daß er mit Frauen, wenn es nicht abzuwenden war, sich lieber unterhielt, als mit Männern. Eine Unbequemlichkeit war es in beiden Fällen. Er dachte manchmal an die Zeiten seiner Jugend, wo die Frauen noch etwas Feierliches für ihn hatten. Er begriff damals seine Genossen nicht, die ohne jede Ehrfurcht mit den Frauen und Mädchen verkehrten und er bewunderte ihren Mut. Das Herz schlug ihm, wenn er mit einer sprach. Er fühlte sich tief unter ihnen. Das war nun lange Jahre her. So tief er sich dazumal unter ihnen fühlte, so hoch fühlte er sich jetzt über sie gestellt. Trotz allem, was geschehen war, sie waren ihm ein Bedürfnis geblieben, ein Zerstreuungsbedürfnis.

Rudolf klingelte.

Sein Diener trat ein.

Es gab noch immer Leute auf der Welt, die, ohne Standespersonen zu sein, ihre Diener in Livreen steckten.

Rudolfs Diener trug einen langen schwarzen Rock. Es war ein älterer Mann.

„Bitte, ich möchte mich anziehen,“ sagte Rudolf, „ich mache Besuch.“ — — —

Seine Toilette war beendet.

Was wollte er nun eigentlich von dieser Frau?

Bögernd zündete er sich eine Zigarette an.

Sehr wahrscheinlich war sie um diese Zeit gar nicht zu Hause. Dann sah es aus, als hätte er absichtlich eine Stunde gewählt, um sie zu verfehlen.

War sie aber zu Hause, so hatte es den Anschein, als beanspruche er für sich etwas Besonderes.

Ja, hatte er überhaupt noch das Recht, eine andere Zeit für seinen Besuch sich auszusuchen, als die, die sie formell wie den übrigen Leuten so auch ihm auf ihrer Karte angegeben hatte?

Rudolf fühlte, daß er sich selbst belügen wollte, daß er nach Ausflüchten suchte.

Er wußte sehr genau, daß sie es ihm nicht übel nehmen würde, gleichviel, wann er kam.

„Du gehst jetzt zu ihr. Nun gerade!“ herrschte eine innerliche Stimme ihn an.

„Wenn jemand kommt,“ sprach er zu dem Diener, „so sagen Sie noch nicht, daß ich zurück bin.“

Es ging ihm merkwürdig.

Als er nämlich vor die Tür trat, empfand er den Besuch, den er nun beabsichtigte, wie eine lästige Aufgabe, die er ohne Notwendigkeit sich selber aufdrang. Er war stolz darauf, daß er keinem Menschen in der Welt zu gehorchen brauchte und nun sollte er sich selbst gehorchen.

Im langsamsten Trabe kam eine Droschke heran. Es entstand die Frage, ob der Kutscher schlief.

Rudolf rief ihn an.

Er fühlte sich erleichtert und doch auch wieder beschwert, als der Kutscher seinen Kopf hob und dann zu ihm hinüberlenkte. Wie das Pferd dem Zügel willig folgte, machte Rudolf die Bemerkung, daß die Berliner Droschkengäule zusammen eine stumpfsinnige Herde bildeten.

Der Wagen hielt und der Kutscher zog seinen Hut.

Rudolf konnte noch immer sagen, daß er zu Siller wolle, oder nach der Nationalgalerie oder in irgend einen Lattersall.

Jetzt erschien er sich feige.

„Lichtenstein-Allee 17a,“ rief er dem Kutscher zu und stieg ein. Das Pferd zog auf dem nassen glatten Pflaster an. Der Wind jagte ihm die Tropfen ins Gesicht.

Der Wagen rollte davon. — — — — —

Vor einem Hause in der Luisenstraße stand ein Coupé.

Frau Meta Neubrink nahm seit dem Winter an Tagen, wo schlechtes Wetter war, Fachtunterricht.

Die Damen in den englischen und amerikanischen Pensionaten hatten den Florettsport in eine, wenn auch noch immer sehr esoterische Mode gebracht. Die Hofkreise begünstigten ihn allerdings wenig, weil dieser Sport, wie jeder andere, an der Kaiserin keine Liebhaberin fand, dafür fand er bei Missis Uhl, der Gattin des Botschafters, lebhafteste Aufmunterung. Meta pflegte ihn mit der Leidenschaft, die jede neue Sache in ihr erweckte.

Sie sah in dem blauen Fachtanzuge noch hübscher aus, als sie eigentlich war. Es sollte der letzte Gang für heute sein.

Die Übungen fanden im Lehrsaale statt.

An den kahlen, weißen Wänden hingen als einziger Schmuck auf braungetünchten hölzernen Schildern kreuzweise die Klingen, darüber die Masken für den Kopf. In einer Ecke brannte ein eiserner Ofen, durch die Fenster fiel das Hoflicht.

Meta setzte sich wieder die Maske auf den Kopf. Ihre Lehrmeisterin folgte ihr.

„En garde!“ kommandierte die Dame.

Meta stellte sich in Positur.

Sie führte ihre Klinge mit Geschick und plastischer Anmut, aber die Kraft fehlte ihr.

Dennoch hätte sie es sehr beleidigt, wenn ihre Lehrerin es sie hätte merken lassen, daß sie nur eine Dilettantin war.

„Touche!“ rief Meta erregt.

Die Klinge ihrer Lehrerin bohrte sich, daß der Stahl krumm wurde, in ihr Blastron.

Es war genug für heute.

Meta war ein wenig pikiert. Es war ihr in diesem letzten Gange nicht gelungen, ihrer Lehrerin den Stoß zurückzugeben.

Sie bezwang sich aber, wie immer. Auch war sie schnell verfühnt.

„Auf Wiedersehen also,“ sagte sie mit aufrichtiger Herzlichkeit, nachdem sie ihr Kleid gewechselt hatte, drückte ihrer Lehrmeisterin, einer sonst klugen Dame, die eine Meisterin in ihrer Kunst war, liebenswürdig die Hand und begab sich mit leichten, raschen, energischen Schritten, durch Hof und Hausflur an ihren Wagen.

Um dieselbe Zeit verzehrte Herr Siegfried Neubrink zu Hause sein Frühstück, ein Beefsteak à la Nelson — er aß fast nichts als gebratenes Fleisch, obwohl ihm der Hausarzt unablässige Vorwürfe

darüber machte und ihm mit der Gicht drohte. Dazu las er die Frankfurter Zeitung, die Seite, wo die Börsenkurse stehen.

Herr Siegfried Neubrink war an der Börse Mäler oder vielmehr Bankier, wie er sich, wenn er auf Reisen war, in die Fremdenbücher einschrieb.

Seine Nerven waren immer angegriffen und so viel Fleisch er auch aß, er wurde darum nicht fetter und nicht größer.

Er war ein kleiner Mensch und als er vor nunmehr acht Jahren den Entschluß faßte, sich zu verheiraten, stand für ihn als Hauptsache fest, daß seine Frau nicht größer von Gestalt sein dürfte als er selbst.

Meta war damals neunzehn und ihr Längenmaß glich ganz genau seinem eigenen. Im Anfange ihrer Ehe wuchs Meta aber unentwegt weiter, bis sie ihren Mann um halbe Kopflänge überragte. Beobachter der Ehe behaupteten, daß sie ihrem Manne auch im bildlichen Sinne über den Kopf gewachsen wäre. Jedenfalls übte diese nachträgliche, unvorhergesehene Entwicklung Metas einen niederdrückenden Einfluß auf Herrn Siegfried Neubrink aus, und diese Wirkung hatte auch auf Meta eine Rückwirkung zur Folge.

„Ist meine Frau noch nicht zurück?“ fragte Neubrink hastig und wenig liebenswürdig das Dienstmädchen, das aufräumen kam. Gleichzeitig rollte draußen ein Wagen heran. Es war das Coupé

Er zog hastig seinen Ueberzieher an, nahm Hut und Stod und sagte so zu Meta: „Adieu!“

„Adieu!“ erwiderte Meta gleichgiltig.

Der junge Mann, sein Substitut, war ihm voraus.

„Börse!“ rief Neubrink dem Kutscher zu. — —

Um die noch in Stroh verpackten Stämme im Vorgarten saufte immer noch der Märzsturm.

Meta legte, von ihrem Mädchen unterstützt, ihre Kleider ab. Wenn sie von der Sechstunde kam, nahm sie regelmäßig ein kaltes Bad.

Auch in der Wohnung ihrer Lehrmeisterin gab es ein Badezimmer, das die Dame ihren Schülerinnen nach dem Unterrichte zur Verfügung stellte. Meta hatte im Anfang auch davon Gebrauch gemacht, dann aber Wanne und Douche nicht mehr komfortabel genug gefunden. Ihre eigene Wanne zu Hause war vernickelt, auch genierte sie es, daß andere Frauen jenen Behälter gleichfalls benutzten. —

Fritz, der siebenjährige Sohn des Paars, war zur Schule.

Es war ihr einziges Kind.

Merkwürdigerweise hatte sie sich noch mehr Kinder gewünscht, besonders ein Mädchen, um das sie andere Mütter beneidete. Sie fühlte es im Voraus, wie sie ihr Sohn, sobald er flügge war, ver-

lassen würde. Ein Mädchen aber hing sich an der Mutter Röcke; ein Mädchen behielt die Mutter für sich, auch nach der Verheiratung. Sie griffte manchmal ihrem Manne, daß sie kein Mädchen hatte. — Ehe sie sich Mutter fühlte, wollte sie keine Kinder haben. Wenn kinderlose Frauen nun sagten, sie wünschten sich kein Kind, so klang ihr das wie die Geschichte von den sauren Trauben.

Meta dachte dann aber an ihre eigene Vergangenheit zurück und spottete nicht mehr über solche Frauen. — Es gab in dem Neubrink'schen Hause ein Fräulein, der



Herbstmorgen. Nach dem Gemälde von Chr. Kröner. Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

und Meta stieg heraus. „Sie kommt schon!“ sagte Neubrink. Das Dienstmädchen trug die Platte fort.

Neubrink ging seiner Frau entgegen.

„Ich fahre jetzt zur Börse,“ sagte er, „morgen ist das Wohltätigkeitskonzert, Du weißt, im Börsensaale. Soll ich nun Billets nehmen oder nicht? Heute ist der letzte Tag. An der Abendkasse gibt es dann wieder nichts. Der Kaiser und die Kaiserin kommen doch auch.“

„In jedem Falle kannst Du doch welche nehmen,“ erwiderte Meta.

„Das Stück kostet zwanzig Mark. Wenn man sie wieder verfallen lassen soll, dann ist das Geld hinausgeworfen.“

„Mein Gott, dann nimm keine.“

„Alles nimmt welche. Wir können uns nicht ausschließen.“

„Dann nimm also welche. Ich begreife nicht, wozu Du mich erst fragst.“ Meta war ungehalten.

„Nach mir geht es ja doch nicht.“ Auch Neubrink war gereizt.

„Du weißt ja wieder nicht, was Du sprichst,“ sagte sie.

„Ich nehme also welche!“

„Dassen Sie gleich angespannt!“ schrie er dem Kutscher zu, der ins Tor fahren wollte.

Neubrink begab sich sonst, um Geschirr und Pferd zu schonen, nach der Börse mit der Pferdebahn.

Meta alles mit ruhigem Gewissen überlassen konnte, auch die Küche. Sie tat das denn auch. Am Morgen — Meta stand früher als ihr Mann auf — berieth sie mit dem Fräulein die Speisen; damit war es genug. — Selbst den Tafeldecker, wenn er nach den Dinners und Soupers das Silberzeug polieren kam, fertigte das Fräulein ab.

Meta war nicht faul, aber sie sah, daß sich die anderen Frauen das Leben nicht viel saurer machten und sie hätte bei der Mitgift, die sie ihrem Manne zugebracht, nicht begriffen, warum sie diesen Frauen nachstehen sollte.

Sie hatte ihr Bad beendet und trat darauf, noch im Frottiertmantel, in ihr Ankleidezimmer, das an die Schlafstube stieß.

Ihre Schlafstube — schon seit Jahren schlief sie, auf gegenseitige Vereinbarung, von ihrem Manne getrennt — war ein Paraderaum, indem sie an Herrenabenden, die ihr Mann veranstaltete, die Herren zur kleinen Aufwartung empfing. Allgemein behauptete man auch, daß sie in diesem Zimmer gar nicht schlief, sondern daß es nur eine kleine Brunkerei von ihr war.

An der Wand, auf einer Estrade, zu der drei Stufen führten, stand unter einem Himmel von blauem Sammet das Bett. Es war sehr breit, von kunstvollem Messing und tagsüber mit einer blauseidenen Decke belegt.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein hypnotisches Verbrechen.

Von Edgar B. Bedonsfield. Frei nach dem Englischen von Wilhelm Thal.

(Nachdruck verboten.)

„Nun, meine Herren,“ sagte der bekannte Schauspieler Anderson in einer größeren Gesellschaft von Damen und Herren, „da Sie alle so heftige Gegner des Hypnotismus sind, möchte ich Ihnen doch eine Geschichte erzählen, die Sie vielleicht eines andern belehren wird; Sie werden daraus ersehen, daß man sogar mittelst der Hypnose einen Menschen zum Verbrechen veranlassen kann.“

Es ist kein Märchen, sondern ein eigenes Erlebnis. Ich war damals noch ein junger Schauspieler. Ich hatte mein Winter-Engagement beendet, als ich mit einer größeren Gesellschaft von Kollegen und Kolleginnen nach dem kleinen, aber hübschen Badeort B. übergesiedelt war, um dort die Sommermonate zu verleben. Wir hatten uns eine Art Kasino gemietet, indem wir alle wohnten, und das wir uns ganz behaglich eingerichtet hatten.

Meine Schwester Wera und ihr Gatte Edmund Gatherleigh gehörten ebenfalls der Gesellschaft an, und verkehrten hauptsächlich mit einer jungen, spanischen Dame, die erst vor kurzem die Bretter betreten hatte, einer Sennorita Alcida Belasquez.

Da ich ernstlich in die schöne, schwarzäugige Spanierin verliebt war, so wachte ich mit eifersüchtiger Neugier über alles, was sich in ihrer Umgebung zutrug, und bald machte es mir den Eindruck, als wenn mein Schwager sie ein wenig zu viel bewunderte. Er war sehr liebenswürdig und aufmerksam zu seiner Frau, und doch bemerkte ich dann und wann, wie er Alcida mit seinen großen, ausdrucksvollen Augen in einer Weise ansah, die mir weder für ihn, noch für sie recht passend schien. Eines Abends saßen wir Herren nach der Theatervorstellung, nachdem die Damen sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatten, im Billardzimmer und plauderten. Das Gespräch kam schließlich auf den Hypnotismus und die meisten, denen der Gegenstand unbekannt war, leugneten in heftigster Weise den Wert desselben.

Gatherleigh dagegen, der, bevor er zum Theater gegangen, Arzt gewesen, behandelte die Frage mit größter Schärfe, und wir alle waren erstaunt über die Klarheit, mit der er sich über die hypnotische Suggestion, besonders in ihrer Beziehung zum Verbrechen, aussprach.

„Sie wollen aber doch nicht behaupten,“ sagte ich ungläubig, „daß, wenn Sie einem Menschen ein Verbrechen suggerieren, er dieses auch wirklich begeht?“

„Gewiß will ich das,“ erwiderte Gatherleigh, „als ich noch praktizierte, hypnotisierte ich mehrere Patienten, und heilt diese durch Suggestion von Leiden, die man bisher als unheilbar betrachtet hatte.“

„Das haben Sie mir schon öfters erzählt,“ erwiderte ich, „doch ich für mein Teil zweifle daran, daß der Hypnotismus damit überhaupt etwas zu tun hatte. Sie können möglicherweise auf schwach-sinnige Personen Einfluß erlangen, und sie durch Einwirkung auf ihre Phantasie von bestimmten nervösen Leiden heilen; doch möchte ich den Menschen sehen, der mich hypnotisieren könnte.“

„Möchten Sie dies wirklich?“ fragte Gatherleigh mit höhnischem Lächeln; „wollen Sie mir gestatten, ein Experiment an Ihnen vorzunehmen?“

„Ich will sogar mit Ihnen wetten, wenn Sie wollen,“ erwiderte ich eifrig.

„Gut,“ sagte mein Schwager kaltblütig, „wann wollen wir anfangen?“

„Sofort,“ versetzte ich hastig.

„Ich danke Ihnen,“ sagte Gatherleigh mit neuem sarkastischem Lächeln und setzte dann, sich zu den andern wendend, hinzu: „Die Herren haben wohl die Freundlichkeit, das Zimmer auf einige Minuten zu verlassen!“ Als Antwort standen die Kollegen feierlich auf und wandten sich der Ausgangstür zu.

Was mich anbetrifft, so hatte ich ungefähr das gleiche Gefühl, wie ein Mann, der sich einen Zahn ausziehen lassen will.

„So, ungläubiger Thomas,“ sagte mein Schwager, „jetzt legen Sie, bitte, Ihre Zigarre fort und sehen Sie mir fest ins Auge.“

Ich folgte seiner Aufforderung, sah ihm ins Gesicht und fing an zu merken, daß ihm die Sache ernst war, und daß sie auch für mich ernst werden könnte.

Eine Zeitlang ertrug ich seinen Blick furchtlos, doch plötzlich schien meine ganze Umgebung zu verblasen, und ich sah schließlich nichts, als ein Paar scharfe Augen, die sich in meine Seele zu bohren schienen. Ich versuchte meine eigenen Augen von dem Bilde abzuwenden, doch vergeblich. Diese schrecklichen Augen wurden größer und größer, bis sie den ganzen Raum zu füllen schienen, dann er wachte ich plötzlich und bemerkte, wie Gatherleigh mich mit ängstlichem, aber doch befriedigtem Blicke ansah. Die andern Herren waren zurückgekehrt und fingen an, allerhand Fragen an mich zu stellen. Doch ich hatte nichts zu erzählen; ich fühlte mich nur unbehaglich, vor allem war ich äußerst schläfrig, das war aber auch alles.

Aus der Uhr ersah ich, daß das Experiment nur wenige Minuten gedauert hatte.

„Nun?“ fragte ich Gatherleigh, „haben Sie ihren Zweck erreicht?“

„Mehr als ich erwartete,“ versetzte er mit tiefer Ueberzeugung, „wie fühlen Sie sich?“

„Ganz wohl,“ erwiderte ich, „ich will Ihr Gefühl nicht verletzen, Edmund, aber mir ist absolut nicht wie hypnotisiert zu Mute.“

„Nicht? Nun, wir werden ja sehen,“ sagte er ruhig, zückte die Halseln und goß sich ein Glas Cognac ein. Er sah ermüdet aus und taumelte, als er durch das Zimmer ging.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte ich.

„Gewiß, ganz wohl, ich danke Ihnen,“ versetzte er, „doch solche Experimente machen mich immer für eine gewisse Zeit schwach; es hat nichts zu bedeuten, gute Nacht!“

Bei diesen Worten sank er in einen Stuhl, und wir ließen ihn seine Zigarre am Kamin zu Ende rauchen, während wir andern zu Bett gingen und noch unsere Verwunderung aussprachen, daß er mir einreden wollte, ich sei hypnotisiert.

Ich versuchte, noch einmal zu ihm zurückzukehren, doch zu meiner größten Ueberraschung war ich hierzu nicht im Stande. Nun wollte ich mich ausziehen, doch irgend eine geheime Kraft trieb mich, meinen Koffer zu öffnen und ein merkwürdiges, altes Doldmesser herauszunehmen, das ich früher häufig als Theaterrequisit benutzt hatte. Jetzt brauchte ich es gar nicht mehr. Ich wandte alle Willenskraft an, die ich besaß, und bemühte mich, die Waffe an ihren Platz zurückzulegen, denn ich hatte die Empfindung einer mir drohenden Gefahr, doch mein Wille schien gelähmt; vorsichtig zog ich das Messer aus der Scheide und fuhr mit meinem Daumen über die scharfe Kante. Derselbe geheimnisvolle Einfluß zwang mich nun, meine Schlafschuhe anzuziehen und leise nach dem Schlafzimmer meiner Schwester zu schleichen. Wohl hundertmal machte ich den Versuch, mich wieder zurück zu wenden, doch immer trieb mich die geheimnisvolle Macht vorwärts, bis ich leise in Weras Zimmer trat. Geräuschlos machte ich die Tür hinter mir zu und ging auf den Fußspitzen auf das Bett zu. Das Zimmer war halb dunkel, doch das Licht der mattbrennenden Lampe auf dem Nachttisch zeigte mir, daß meine Schwester schlief, obwohl die Spuren vergossener Tränen auf ihrem Gesicht wahrnehmbar waren.

Jede Einzelheit des Zimmers ist in mein Gedächtnis eingegraben, und ich weiß noch ganz genau, daß der Zeiger der kleinen Uhr auf dem Kaminsims 5 Minuten nach  $\frac{1}{2}$  Uhr zeigte.

„Allmächtiger Gott,“ dachte ich, „weshalb bin ich hier, wald' schrecklicher Einfluß beraubt mich meiner Willenskraft.“

Jetzt aber wurde mir plötzlich der Grund meines Hierseins klar, der Grund war ein Mord, der Mord meiner eigenen Schwester!

Jetzt erinnerte ich mich an die Worte, die mein Schwager mir während meines kurzen hypnotischen Schlafes zugeflüstert.

„Du zweifelst an meiner Macht,“ sagte oder vielmehr zischte er.

„Narr! Doch noch ein größerer Narr, daß Du Alcida zu gewinnen hoffst. Sie ist für mich bestimmt, hörst Du, für mich. Doch Deine Schwester muß aus dem Wege geräumt werden, und das wirst Du besorgen. Du wirst sie töten, wirst für Dein Verbrechen bestraft werden, wirst mir den Weg frei machen zur Liebe und zu Alcida.“

Alles wurde mir klar; ich mußte, daß ich verurteilt war, das Blut meiner unschuldigen Schwester zu vergießen. Alles das mußte ich, und doch hatte ich nicht die Macht, meine mörderische Hand zurückzuhalten. Verlezen Sie sich in meine Lage oder stellen Sie sich, wenn Sie können, die Todesangst vor, die ich erduldet. Ich schlich mich näher an das Bett, packte das Messer fester und erhob es zum Stoß — da schlug die kleine Uhr auf dem Kamin die zweite Stunde. Ich hatte Bewußtsein und Willenskraft wieder erlangt.

Mit einem jubelnden Aufschrei warf ich das Messer von mir und stürzte aus dem Zimmer. Gatherleigh saß noch immer am Kamin, als ich atemlos in den Billardsaal trat.

Ich rief ihn beim Namen, doch er gab keine Antwort, er war tot.

Zweifelloos war mein Schwager um Punkt 2 Uhr gestorben, und sein Tod fand seine Erklärung in der gewaltigen Geistesanstrengung, die er dadurch, daß er mich hypnotisierte, auf sich selbst ausgeübt hatte. Ist dem wirklich so, so ist auch der Grund meiner plötzlichen Wiederkehr zur Vernunft ziemlich klar, denn mit seinem Tode hörte natürlich auch sein Einfluß auf. Gätte meinem Schwager in jener Minute nicht der Schlag gerührt, so wäre ich jetzt vielleicht nicht ein geachteter Künstler, sondern ein gefährlicher Verbrecher, den man im glücklichsten Falle ins Zuchthaus oder ins Irrenhaus gesperrt haben würde.

„Merkwürdig!“ riefen die Gäste einstimmig, und der Major Colbert setzte hinzu: „Was ist aus Sennorita Alcida geworden?“

„Nicht viel,“ erwiderte der Schauspieler, „meine Frau.“

# Bankrott.

Roman von M. von Kofberg.

(Nachdruck verboten.)

1.

Unter den hübschen kleinen, von blühenden Gärten mit prächtigen alten Bäumen umgebenen Villen in Kensington war die Villa Nord entschieden die hübscheste. In dem Vorgärtchen dufteten die herrlichsten Rosen von allen Farben bis tief in den Herbst hinein; die Villa selbst war von Glycinien umrankt und hinterm Hause dehnte sich eine parkähnliche Anlage mit breitästigen, schattenden Buchen, welligem grünen Rasen, Gebüschgruppen und einer hohen Hecke von Rotdorn aus. Ein mit der Villa durch einen verdeckten Gang verbundenes, in den Park hinaus gebautes Atelier war offenbar erst später hinzugekommen, denn die Epheuranken, welche das

schönendsten Urteilen und Kritiken gerade das, was sie zu verheimlichen bemüht war, heraus und es bekümmerte ihn fast nicht mehr um Noras als um seiner selbstwillen, daß er eben kein Rafael war!

Nora entstammte einer alten reichen Familie, ihr Vater war gestorben, als sie kaum das zehnte Jahr zurückgelegt hatte und die Mutter, die nur siebzehn Jahre mehr zählte als ihre Tochter, ließ dieser ziemlich allen Willen — ein Experiment, welches im allgemeinen auch glückte. Nora war mit achtzehn Jahren in die Gesellschaft eingeführt worden und gleich bei ihrem ersten Debut hatte das ebenso schöne wie liebenswürdige und hochbegabte junge Mädchen sich in Guy Carlton verliebt. Auch bei dem jungen Maler war



Heimkehr vom Spazierritt. Nach dem Gemälde von Paul Meyerheim.

unterste Stockwerk umgaben, erschienen noch ziemlich schwach entwickelt. Der Besitzer des lauschigen Nestchens, der Maler Guy Carlton, war ein emporstrebendes Talent, und seine Bilder wurden „tiefempfunden“ genannt, und von den Händlern gern gekauft, allein Carlton wußte, daß er kein Genie war, er hatte sich in diese Tatsache leichter gefunden, als seine junge Gattin. Ihm genügte es, daß seine Genossen ihn als strebenden Künstler schätzten, und daß er alle Aussicht hatte, bei der nächsten Vakanz Mitglied der königlichen Akademie zu werden. Nora Carlton aber hatte fest darauf gehofft, in absehbarer Zeit ihren Gatten die oberste Staffel der Kunstleiter ersteigen, seine Schöpfungen als Meisterwerke gepriesen zu sehen, und daß sie sich in der Erwartung getäuscht hatte, konnte sie schwer verwinden. Wohl bemühte sie sich, ihrem Gemahl ihre Enttäuschung zu verbergen, aber Guy Carlton fühlte aus ihren

es „Nähe auf den ersten Blick“ gewesen, und sobald die beiden sich verständigt hatten, erklärte Nora der Mutter, sie werde Guy Carlton heiraten.

Frau Nora behandelte die Angelegenheit en bagatella; sie hatte mit aller Bestimmtheit darauf gehofft, Nora der Bewerbung ihres Veters Thomas Norton, des Sohnes ihres einzigen Bruders und Chef eines bedeutenden Handlungshauses geneigt zu machen und sie bemühte sich, der Tochter klar zu machen, daß sie an der Seite des reichen Veters denn doch ein ganz anderes Leben führen werde, wie als Gattin eines jungen Künstlers ohne Namen und ohne Ruf.

Aber Nora blieb fest, sie liebte Carlton, sie glaubte an seine glänzende Zukunft, und als die Mutter sich dennoch weigerte, dem Bunde ihre Zustimmung zu geben, kam es zum Bruch. Nora folgte

dem Gatten in das hübsche Heim in Kensington und Frau Norton, sich nach der Trennung von ihrem Kinde völlig vereinsamt fühlend, wußte nichts Besseres dagegen zu tun, als sich gleichfalls zu verheiraten. Kaum fünf Jahre später starb sie, zwei kleine Töchter hinterlassend, von welchen die Älteste jünger war als Noras kleine Gabriele; das bedeutende Vermögen fiel an diese Töchter und den zweiten Gatten Frau Nortons und Nora, die bei ihres Vaters Tode für eine reiche Erbin gegolten hatte, ging leer aus bis auf eine jährliche Rente von 100 Pfund, welche ihr Großvater ihr seinerzeit ausgesetzt hatte.

Guy Carlton war rastlos fleißig; seine Bilder waren gesucht und wurden gut bezahlt und die kleine Familie lebte in den behaglichsten Verhältnissen, als Noras Better Tom Norton in einer größeren Gesellschaft mit dem jungen Paare zusammentraf. Seit Nora ihn damals abgewiesen, hatte sie den Better, der sich noch vor ihr verheiratete, nicht wiedergesehen, jetzt kam er ihr wie Carlton außerordentlich liebenswürdig entgegen, bat um die Erlaubnis, sie aufsuchen zu dürfen und stellte sich wirklich schon am nächsten Tage in der kleinen Villa in Kensington ein.

Nora und ihr Gatte empfingen ihn freundlich, wenn auch nicht mit besonderer Wärme, aber Norton schien dies nicht zu bemerken, er war bald völlig zu Hause in der Villa, überbrachte von seiner Frau, welche mit den Kindern im Seebad war, für den Herbst eine Einladung für die ganze Familie nach Doos, dem Landsitz der Nortons, war untröstlich, als Nora die Einladung ausschlug, führte den Maler bei verschiedenen Bekannten in der City ein, freute sich, wenn diese Einführungen Carlton lohnende Aufträge eintrugen und erbot sich, das kleine Vermögen, welches sich infolge dieser Aufträge stetig vermehrte, bei dieser oder jener Unternehmung nutzbringend anzulegen — ein Anerbieten, welches der Maler auf den Wunsch seiner Gattin höflich, aber bestimmt ablehnte.

Carlton selbst wäre gar nicht abgeneigt gewesen, anstatt vier und fünf Prozent deren zwanzig und dreißig zu erzielen, wie Tom Norton es ihm geheißt — wach' eine Freude, wenn er Nora mit Luxus hätte umgeben können! Aber Nora weigerte sich mit Entschiedenheit, Toms Drängen Folge zu leisten; sie ließ es lächelnd geschehen, daß Tom sie pedantisch und überängstlich nannte und schüttelte ungläubig den Kopf, wenn ihr Gatte ihr sagte, Norton und seine Freunde wühlten buchstäblich im Gelde, welches sie mit so wenig Mühe zu verdienen wußten.

„Verlaß Dich darauf, Guy, daß andere zu schaden kommen, wenn Tom und seine Genossen mit Glück spekulieren,“ entgegnete Nora ernsthaft; „bei jeder Unternehmung gibt es Leute, welche die Kosten tragen müssen und wie ich Tom kenne, wird er nie derjenige sein, der's tut.“

„Aber wenn ich's nun mit einer ganz kleinen Geldsumme versuchte, Nora — sagen wir mit dem Erlös meines nächsten Bildes?“

„Warum nur, Guy? Es fehlt uns doch nichts — wir leben behaglich in unserem kleinen Freundeskreise und wenn Du so fleißig weiterschaffst, wird unsere Gabriele dereinst gar keine schlechte Partie sein, Schatz.“

„Aber ich möchte Dir so gern ein hübsches, kleines Coupee anschaffen können, Nora — als Frau Tom Norton neulich hier vorfuhr, hast Du doch auch ihr schönes Gefährt bewundert.“

„Ja, so etwa, wie ich den Schmuck der Königin bewundere, Du großes Kind,“ lachte Nora, „einstweilen bin ich noch jung und kräftig genug, um ohne Fuhrwerk existieren zu können. Versprich mir, Toms Vorschläge von der Hand zu weisen, Guy,“ schloß sie mit plötzlichem Ernst, „er ist mir unheimlich mit seiner Spekulationswut.“

„Ich verspreche Dir, wenigstens unser kleines Kapital nicht zu berühren,“ versetzte Carlton ausweichend und damit mußte sich Nora einstweilen zufrieden geben.

## 2.

Tom Norton lächelte spöttisch auf, als Carlton etwa vier Wochen nach seiner Unterredung mit Nora in seinem Bureau erschien und ihn schüchtern bat, ihm den Erlös seines letzten Bildes — es waren 200 Pfund — nutzbringend anzulegen. Indeß ließ der große Börsenmann sich doch gnädigt herab, dem Maler guten Rat zu erteilen und die kindliche, rührende Freude Carltons, als er nach kaum drei Wochen anstatt des Anlagekapitals 2000 Pfund erhielt, ließ den Better den Maler wie ein Wundertier anstarren! Aber Carlton bedeutete dies nach seinen bescheidenen Begriffen große Kapital unendlich viel — nun konnte er die geliebte Frau mit Glanz und Luxus umgeben und brauchte sich nicht um die Zukunft zu sorgen — selbst wenn er krank werden und sterben sollte, durften Nora und Gabriele nicht darben.

Der leichte Gewinn berauschte den Maler und als Norton ihm sagte, er scheine eine glückliche Hand zu haben, lächelte er geschmeichelt — o, er wollte schon vorwärts kommen! Welch' ein Glück, daß er Tom Norton zur Seite hatte — ah, der verstand sich aufs Geldmachen, — er erschien dem Maler wie jener sagenhafte König Midas, dem alles, was er berührte, zu Gold ward!

Carlton hielt es für seine Pflicht, von jetzt ab täglich die Kurszettel zu studieren, nicht, daß er diese Hieroglyphen, die eine nur den Eingeweihten verständliche Sprache bedekten, begriffen hätte, aber er hoffte, sich hineinzuarbeiten. Besonderes Interesse brachte er der Winterschen Bank entgegen, einem Institut, zu dessen Vorstand Tom Norton gehörte und welches in der City sowohl wie weit über das Reichbild Londons hinaus großes Vertrauen genoß.

Es war merkwürdig, welche feine Fühläden dieses Bankinstitut für alles, was Nutzen verheiß, besaß. Jede neue Erfindung auf dem Gebiet der Textilindustrie wie der Maschinenfabrikation wurde der Bank tributpflichtig und jeder Schilling, mit dem sie einem neuen Unternehmen unter die Arme griff, vervielfältigte sich tausendfach, bevor er als goldener Regen an seinen Ausgangspunkt zurückkehrte.

Nora fand sich nur zögernd in die so märchenhaft veränderten Verhältnisse; sie protestierte, als Guy ihr das bewußte Coupee mit einem prächtigen Vollbluttraber und einem netten Groom zum Geschenk machte und sie entschloß sich nur allmählich dazu, die kostbaren Brillanten, mit welchen Carlton sie überschüttete, anzulegen, aber schließlich gewöhnt man sich an alles, und schließlich nahmen Nora und Gabriele das Gute dankbar hin.

So vergingen etwa zwei Jahre, während welcher Guy Carlton nicht nur durch Tom Nortons Vermittlung glänzende Börsengewinne erzielt, sondern auch nebenbei fleißig gemalt hatte und fast schien es, als ob die veränderten äußeren Umstände günstig auf seine Pinselführung einwirkten, denn Carltons Freunde sowohl wie Nora fanden in seinen neuesten Werken einen Schwung, der den früheren gemangelt hatte.

Auch in der Gesellschaft war man auf den Maler aufmerksam geworden; man fand ihn interessant und originell, berichtete von fabelhaften Preisen, die er für seine Bilder erhielt und vermöhnte ihn wie Nora auf jede Weise. Zum Glück besaßen beide Gleichmut genug, diesen Wechsel ruhig über sich ergehen zu lassen, und daß sie dies taten, wurde ihnen als ein weiterer Verdienst angerechnet in einem Kreise, der im gleichen Augenblick den Parvenu schmeichelt und ihn verhöhnt, wenn er die Schmeichelei für bare Münze nimmt.

Eines Vormittags stürmte Carlton aufgeregter in den Salon, wo Nora neben Gabriele am Flügel saß, um die Fingerübungen der Kleinen zu überwachen.

„Schicke Yella in den Garten, Nora,“ sagte der Maler hastig, „ich habe wichtiges mit Dir zu überlegen.“

Yella hatte gar nichts gegen den Abbruch der Übungen einzuwenden, und sobald sie sich entfernt hatte, berichtete Carlton, um was es sich handelte.

Die Wintersche Bank stand vor einer Umgestaltung; von der durch drei Generationen mit dem Institut verwachsenen Familie Winter lebte nur noch ein einziger Repräsentant, Lord Winter, und dieser hing nur noch nominell mit dem Geschäft zusammen. Die übrigen Teilhaber waren vielfach durch andere Spekulationen in Anspruch genommen; Tom Norton zum Beispiel hatte offen erklärt, es fehle ihm an Zeit, sich mit der Verwaltung der Bank zu befassen, seit er sich an der neuen Maschinenfabrik in A. beteiligt habe und anderen ging es nicht besser.

So war denn der Beschluß gefaßt worden, die Wintersche Bank in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln, und als es sich um die Besetzung der Direktorposten handelte, hatte Tom Norton darauf gedrungen, seinem Better Guy Carlton die Stellung eines der drei Direktoren anzubieten!

„Du sollst Direktor werden, Guy?“ rief Nora bestürzt, „aber das ist ja gar nicht denkbar! Du hast keine Geschäftskenntnisse — Du verstehst Dich nicht auf Spekulationen —“

„Das ist auch nicht nötig,“ erklärte Carlton gleichmütig, „das Bankgeschäft rollt sich so zu sagen von selbst ab, und außer mir sind noch zwei weitere Direktoren vorgesehen neben einem ganzen Stab von Bureaubeamten und einem tüchtigen Prokuristen.“

„Aber wenn Du nichts leisten kannst und sollst, begreife ich nicht, inwiefern Du der Bank nützen würdest?“ fragte die junge Frau zweifelnd.

„D, mit der Zeit gedenke ich schon etwas zu leisten, Schatz: Tom sagt, er könne mir nur raten, die Stellung anzunehmen! Mit dem Amt ist ein festes, an sich nicht sehr bedeutendes Gehalt verbunden, aber dieses Gehalt kann sich durch günstige Konjunkturen verdoppeln und verdreifachen, wenn die dem Direktor zustehenden Prozente und Dividende dazukommen. Zudem liegt den Herren daran, auch einige Interessenten aus Kunstkreisen an das Unternehmen zu fesseln und da ich durch Welbys vorgestern erfolgten Tod demnächst in die frei werdende Stelle als Mitglied der Königlichen Akademie einrücke, erscheint es ihnen wünschenswert, mich den Posten eines Bankdirektors ausfüllen zu sehen.“

Nora sagte nichts weiter — sie sah, daß Guy entschlossen war, und so mochte sie ihm die Stimmung nicht verderben, indem sie den Zweifeln, die sie fühlte, Ausdruck gab. Zudem hatte sich Norton für den nächsten Tag zum Essen angemeldet und wenn sie ihn

hat, ihr die Sache zu erklären, würde er es sicherlich gern und in umfassender Weise tun.

Tom Norton wartete gar nicht, bis Nora ihn um Erklärung über das ihr Unverständliche bat, — er schlug selbst das Thema der Winterschen Bank an und es gelang ihm auch wirklich, die junge Frau davon zu überzeugen, daß es wirklich sowohl für Carlton wie für das Institut von Vorteil sein werde, wenn der Maler die gebotene Stellung annehme. Er setzte Nora auseinander, daß die Bank neue Kreise heranziehen müsse, um der überall emporwuchernden Konkurrenz erfolgreich die Spitze zu bieten, und daß er, Tom Norton, wenn er nicht selbst von anderer Seite zu sehr in Anspruch genommen wäre, die günstige Gelegenheit, mühelos Geld zu erwerben, sicherlich nicht veräumen werde.

Zum Glück war der mit der Geschäftsführung der Winterschen Bank betraute Disponent ein wahrer Schatz, — fleißig und zuverlässig wie wenige. „Du kennst doch Hart, Carlton? Ein klarer Kopf, tätig von früh bis in die späte Nacht hinein, umsichtig und schlau, pünktlich und in jeder Hinsicht erfahren — wir dürfen uns zu dieser brillanten Acquisition gratulieren.“

„So wird die Bank nicht allzu viel von Guys Zeit beanspruchen?“ forschte Nora, als Tom sich jetzt mit seinem Weine beschäftigte.

„Behüte Gott — wöchentlich vielleicht eine Verwaltungssitzung und allmonatlich eine Direktorenkonferenz, Nora, — einstweilen ist es für uns die Hauptsache, daß wir ein Mitglied der Königlichen Akademie gewonnen haben, — wir verlangen weder Opfer an Geld noch an Zeit.“

Nachdenklich zog sich Nora in den Salon zurück, während die beiden Herren noch beim Wein sitzen blieben. Die junge Frau war nicht böllig davon überzeugt, daß die Beweggründe, die Tom angeführt hatte, die einzigen seien, die ihn gerade auf ihren Gatten hatten verfallen lassen. Offenbar erwartete er in dem Geschäftsunkundigen einen leicht zu Leitenden zu finden, aber da seine Ratschläge stets nur ein günstiges Resultat gezeitigt hatten, und ihr früher so bescheidenes Vermögen infolge dieser Ratschläge sich jetzt schon auf etwa 50 000 Pfund belief, wäre es albern gewesen, die Pforte, an der das Glück und der Reichtum anpochten, zu schließen!

Und so nahm sich Nora vor, fortan alle Zweifel fahren zu lassen und als Tom Norton sich bald darauf von dem Ehepaar verabschiedete, nahm er beider herzliche Dankesworte mit. Als Nora dann später mit dem Gatten ins Atelier zurückkehrte, um sein neuestes Bild „Paolo und Franzesco da Romini“, welches bereits verkauft war und morgen abgeholt werden sollte, nochmals zu betrachten, da mußte sie sich mit schwerem Herzen eingestehen, daß es kein Raub an der Kunst war, wenn Guy fortan weniger Zeit zum Malen hatte.

### 3.

Bevor Carlton sich am nächsten Morgen in sein Atelier begab, sagte er lebhaft: „Nora — ist's Dir recht, wenn ich mit Galler und Tracy über die Bankangelegenheit spreche. Beide sind verständige, klug abwägende Leute und ich gebe viel auf ihren Rat.“

„Dann sprich immerhin mit ihnen,“ nickte die junge Frau, welche keine besondere Vorliebe für diese beiden Freunde ihres Gatten hegte, aber gerecht genug war, deren Vorzüge gelten zu lassen.

„Das klingt, als ob Dir's nicht recht wäre,“ meinte Carlton ungewiß.

„Doch, Guy, es ist mir ganz recht, wenn ich auch meine, in einer so wichtigen Sache müßte Deine eigene Ansicht maßgebend sein.“

„Ach, Nora — Du hältst zu viel von mir,“ sagte der Maler lächelnd, „aber weißt Du, Tracy ist außerordentlich scharfblickend und Hallers Vater war jahrelang Bureauchef in einer Bank, so daß er gewissermaßen Sachverständiger ist — wenn beide dafür sind, daß ich den Posten annehme, will ich es ohne weiteres tun.“

Nora nickte und der Maler entfernte sich, während seine Frau darüber nachdachte, weshalb wohl ihr Gatte, der doch ebenfalls der Sohn eines Geschäftsmannes war, die Sachkenntnis, die er seinem Freunde zuschrieb, nicht besaß.

Hubert Galler war Prediger einer freireligiösen Gemeinde und als solcher der jungen Frau, die eine Antipathie gegen alle Sektierer besaß, unsympathisch, wenn sie auch zugab, daß Hubert ein braver Mensch und achtungswerter Charakter war. Den in den Lehren der englischen Hockirche Aufgewachsenen sind alle „Dissenters“ verhaßt und die Geistlichen der zahllosen Sekten, die England besitz, werden nicht für voll angesehen. Galler und Carlton waren als Knaben in die gleiche Schule gegangen; später hatten sie einander aus den Augen verloren und sich dann in anatomischen Vorlesungen, welche Carlton als angehender Maler und Hubert als angehender Mediziner besuchte, wiedergesehen. Aber während Carlton dem erwählten Berufe treu blieb, sattelte Hubert nach mehrjährigem Studium um; seine Neigungen riefen ihn darauf hin, Versuche zur Hebung der Volksbildung zu machen — er wurde Wanderredner, hielt Vorträge in Arbeitervereinen und war bald ein ebenso beliebter als einflußreicher und gesuchter Redner in allen gemeinnützigen Instituten.

Bei Gelegenheit eines Vortrages, den er im südlichen Viertel Londons hielt, zog Hubert Galler die Aufmerksamkeit eines gewissen Herrn Bold auf sich — Bold war eine Art Laienbischof an einer großen Dissenters-Gemeinde; er erkannte das hinreißende Rednertalent des jungen Mannes und sobald die Vorlesung beendet war, ließ er sich Galler vorstellen. Beide gefielen einander, und da Bold erkannte, daß es ein Gewinn für seine Gemeinde sein würde, einen solchen Redner zu besitzen, machte er Hubert den Vorschlag, ihn auf seine Kosten — Bold war ein reicher Mann, der für seine Ideen große Summen opferte — ausbilden zu lassen, um ihn zur Bekleidung des Predigeramtes zu befähigen.

Hubert Galler schlug ohne Besinnen ein — als Prediger konnte er ja noch mehr als bisher zur Hebung der Volksbildung beitragen und nach Verlauf von zwei Jahren war das erstrebte Ziel erreicht. Bold hatte es nie zu bereuen, daß er den jungen Mann für seine Sache zu gewinnen gewußt und seine Gemeinde wäre für ihren jungen Prediger durch Feuer gegangen, wenn er's verlangt hätte.

Aber das Hauptgeheimnis von Hubert Gallers Einfluß auf die Menschen lag nicht nur in seiner ehrlichen Begeisterung und in seiner hinreißenden Beredsamkeit, sondern fast noch mehr in seinem einfachen, selbstlosen, natürlichen Wesen, welches nichts für sich selbst begehrte und nur im Interesse anderer wirkte und schaffte. Das göttliche Gebot: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst“ war Galler tief ins Herz gepflanzt und wer je mit ihm in Berührung kam, fühlte diese allgemeine Menschenliebe nicht nur aus seinen Worten, sondern auch aus all' seinen Handlungen heraus!

(Fortsetzung folgt.)

## → Allerlei. ←

**Trunksucht im Altertum.** Griechische und römische Urkunden beweisen, daß die Alten in bezug auf den Trunk die Leistungen der Modernen bei weitem übertreffen. Aristoteles erzählt z. B., daß Dionysius, der Jüngere, mehrmals neunzig Tage ohne Ende fortgetrunken habe. Der Kaiser Nero trank so lange, bis er in einen totenähnlichen Zustand verfiel; in einem solchen Anfall ließ ihn seine Frau lebendig begraben. Der Kaiser Maximinus trank zuweilen an einem Tage eine „Amphora“, welche etwa 48 Liter unseres heutigen Maßes enthielt. Alexander der Große liebte den Wein mit Leidenschaftlichkeit; im Rausche mordete er einst seinen besten Freund. Auch die Geschichte seines eigenen Todes hängt mit seiner Leidenschaft des Trinkens zusammen. Er soll, von dem Beispiel des Proteus angestachelt, welcher eine nach unserem Maße 8 Liter haltige Schale starken Weines zweimal hintereinander geleert habe, dasselbe Gefäß so schnell ausgetrunken haben, daß er tot zu Boden fiel, ehe er den letzten Tropfen verschluckte. Der Grundgedanke bei den Trinkgelagen der Römer war: „Den Abend hinab und den Morgenstern heranzutrinken.“ Ihre Gewohnheit war, bei jedem Bechgelage so viele Toaste zu trinken, als der Name ihrer Schönen Buchstaben hatte. „Sechs Becher auf Maebias Wohl, auf Hydias vier, Justina sieben, Leucas fünf, drei Ida dir.“

**Schnelles Wachstum der Lachsische.** Britische Fischereiamter haben sich neuerlich mit der Gewichtszunahme der Lachsische während ihres Aufenthalts im Meere beschäftigt, indem sie bei der Abwärtswanderung gefangene Tiere zeichneten und wogen und beim Aufsteigen, wenn sie wieder gefangen wurden, ihr Gewicht verglichen. Eine Meeresforelle, die 3 Pfund wog, als sie das erste Mal, am 8. Juli 1901, gefangen wurde, wog, als sie im Juli 1902 im Deveron (Schottland) wieder gefangen wurde, 6 Pfund, sie hatte also ihr Gewicht im Laufe eines Jahres verdoppelt. Ein Lachs von 13 Pfund Schwere, als er im Januar 1901 ge-

fangen und gezeichnet wurde, wog beim Wiederfang im Juli 1902, also nach anderthalb Jahren 21 Pfund, und ein anderer Lachs, der im August 1901 ein Gewicht von 16 Pfund zeigte, hatte im folgenden Juli 22 Pfund erreicht. Noch außerordentlicher war das Wachstum eines männlichen Lachses, der am 24. Februar 1902 im Shannon (Irland) bei Castle Connel gefangen wurde, 19 Pfund wog und mit einer Etikette (D. 1502) des Departement of Agriculture bezeichnet wurde. Am nächstfolgenden 26. März wurde der nämliche Fisch bei O'Briens Bridge, 5 Meilen stromabwärts von dem ersten Punkte, gefangen und wog nun 33 Pfund. Er hatte demnach in einem Monat und zwei Tagen um 14 Pfund zugenommen. Die Sache würde unglaublich scheinen, wenn sie nicht amtlich bezeugt wäre. Eine Ergänzung zu diesen Beobachtungen liefert eine neue Arbeit des Fishery Board for Scotland über die Rückkehr der Lachse in ihre Geburtsflüsse. Durch Beobachtungen am Tay, Tweed und einigen anderen Flüssen wurde festgestellt, daß von 24 mit Metallschildern bezeichneten Lachsen 19 in ihren Heimatflüssen zurückkehrten, 4 wurden in benachbarten Flußläufen gefangen, einer aber, der aus dem Flusse Adfira stammte, wurde nach 2 1/2 Jahren im Fjord von Drontheim gefangen. (Prometheus.)

**Der Meerwurm.** In der Südsee steigt ein eigentümlicher Meerwurm, der „Palolo“ der Samoaner, zuweilen in ungeheuren Mengen an die Oberfläche des Wassers, wo er jedoch nur wenige Stunden an derselben Stelle verweilt. Die Inselbewohner lauern ihm sorgsam auf, beladen damit schnell ihre Canoes und kehren ans Land zurück, um die schmackhafte, aber nicht gut aussehende Speise in den Blättern des Brotfruchtbaumes zu kochen. Dieser kleine Ringwurm stellt sich so regelmäßig ein, daß z. B. die Fidji-Inulaner die Monate Oktober und November den „kleinen Paolo“ und den „Großen Paolo“ nennen. Trotz seines häßlichen Aussehens schätzen die Eingeborenen diesen Wurm sehr hoch und man erzählt, daß selbst europäische Damen ihn mit großem Vergnügen verzehrt haben, wenn er gut zubereitet ist.

## • Gemeinnütziges. •

**Falsche Neunaugen.** Nachdem Geringe gehäutet, ausgenommen und 24 Stunden gewässert sind, begießt man sie mit kochendem Wasser und läßt sie noch einen Tag lang darin liegen. Dann befreit man sie von Kopf, Schwanz und Gräten, legt die langen Streifen vorsichtig in eine Porzellanschüssel und übergießt sie mit kochendem Essig, worin sich einige Lorbeerblätter, Pfeffer- und Pimentkörner befinden.

**Leeringel.**  $\frac{1}{4}$  Pfund Mehl,  $\frac{1}{2}$  Pfund Butter und  $\frac{1}{4}$  Pfund Zucker werden mit einem Eßlöffel voll Wasser zusammengerührt, die Masse zu runden Kringeln geformt, dieselben mit Zucker bestreut und bei Mittelhitze gar gebraten.

Auf Teer und Karbolineum lassen sich Oelfarbenanstriche nicht unmittelbar auftragen, weil erstere immer wieder durchschlagen, deshalb streicht man zuvor mit einer dünnen Leimlösung ein oder mehrere Male über.

**Abziehbilder auf Glas zu übertragen.** Der gut gereinigte Glasgegenstand wird mit Kopallack überzogen, welcher mit Terpentinöl oder Leinöl verdünnt wurde. Wenn der Lack so weit eingetrocknet ist, daß er eben noch stark klebt, wird das Abziehbild angebrückt und nach allen Seiten gut ausgestrichen, am besten mit einer Gummiwalze. Hierauf ist dieses von der Rückseite her mit Wasser vollkommen zu durchsättigen. Nach einiger Zeit läßt sich dann das Papier von dem haften gebliebenen Bilde abheben. Man hat nur noch nötig, einen dünnen Wasserstrahl vorsichtig auf das Bild einwirken zu lassen, damit der Gummi abgespült wird, zu trocknen und mit hellem Kopallack zu lackieren.

Zum Reinigen von Seidenzeugen und Samt soll man drei mittelgroße Kartoffeln in dünne Scheiben schneiden, mit kaltem Wasser abwaschen und ein Liter siedendes Wasser darüber gießen. Nach dem Erkalten wird das Wasser klar abgeseiht, mit der gleichen Menge Weingeist vermischt und so zum Abreiben der Stoffe verwendet. Ein reines Schwammes verwendet. Schließlich wird von der Rückseite her gebügelt.

Zur Entfernung von Stoffflecken aus Wäschestücken wird das Einlegen in saure Buttermilch empfohlen, dem ein Waschen mit Seife und lauwarmem Wasser und ein sorgfältiges Spülen zu folgen hat.

Milch ist eine vorzügliche Möbelpolitur, doch muß sie unbedingt frisch verwendet werden, einerseits, weil sich da die wenigsten Fettstoffe abgeschieden haben, andererseits, weil so die sichersten Garantien geboten sind, daß sie auch nicht in Spuren sauer geworden ist. Die Milch wird mit einem weichen Tuch aufgetragen und bis zum Trockenwerden bzw. zum Politurglanz nachgerieben. Sie zeigt den wachshaltigen und fettartigen Präparaten gegenüber den Vorteil, daß sie nicht Stoffe zurückläßt, die mit der Dauer Schmutz ansetzen lassen, sondern daß sie sogar Unreinigkeiten in den Lappen überführt. Der Mangel jeden Geruchs dürfte auch ein Vorteil sein. (Prakt. Wegw.)

**Behandlung von Blattpflanzen.** Die Blätter der Blattpflanzen müssen wöchentlich ein paar Mal vom Staub gereinigt werden. Wenn die Pflanzen im Sommer sich in vollster Lebensfähigkeit befinden, sind wöchentlich zweimalige Gaben von aufgelöstem Blumendünger oder Hornspänen sehr zu empfehlen.

### Mit den Jahren.

„Sig...mlich,“ rief ein Junge aus, „wie ich mich verändert habe! Als ich noch klein war, nannte mich meine Mama immer ihr Lämmchen, und jetzt heißt sie mich bei jeder Gelegenheit einen Schafskopf!“

### Notwendiges Instrument.

Elis: „Weshalb steht denn das Waschbecken im Studierzimmer Deines Onkels?“

Gretchen: „Das brauchtest sehr nötig, er ist Sprachenreiner.“

### Die schönsten Punkte.

Welche Punkte im Salzkammergut die schönsten seien, lautete die Frage in einer Gesellschaft.

Die schönsten Punkte, entschied ein bekannter Feinschmecker, sind die roten auf den Gebirgsforellen.

### Im Herbst.

A.: „Wollen Sie etwa gar haben?“

B.: „Ja.“

A.: „Was! Jetzt im Herbst?“

B.: „Ah, schau's doch, ich habe von meiner Frau meine Schwimmsachen wassertieren lassen.“

## • Nachtsch. •

### 1. Bezierbild.



Im Volksgarten auf der Almhütte.  
Ich möchte auch tanzen, wo ist noch eine Dame?

### 2. Sojogripsh.

- |             |  |
|-------------|--|
| 123 456 789 | — ein Rätsel von besonderer Art,       |
| 254 345     | — ein Farbstoff, feurig und doch zart, |
| 32 113 256  | — ein ferngelegenes, ödes Land,        |
| 78 925      | — als eine Dichtungsart bekannt,       |
| 5 876 183   | — ein Ziel, von keinem noch erreicht,  |
| 3 258 345   | — sich mancher auf die Hände streicht, |
| 87 485      | — am Himmel strahlend man erblickt,    |
| 92 562 745  | — ein Mann mit einem Popf geschmückt,  |
| 218 362     | — sitzt in der Wolle ganz und gar,     |
| 745 236 454 | — war Führer einer Räuberschar.        |

### Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Bedenke, daß Du Schuldner bist  
Der Armen, die nichts haben,  
Und deren Recht gleich Deinem ist  
An allen Erbgaben.  
Wenn jemals noch zu Dir des Lebens  
Gefegnet goldne Ströme gehn,  
Daß nicht auf Deinen Tisch vergebens  
Den Hungrigen durchs Fenster sehn;  
Verschenke nicht die wilde Taube,  
Daß hinter Dir noch Nehen stehn  
Und nimm dem Weinstock nicht die letzte Traube!
2. Rede, Eber, Weber.
3. Ernani, Sardan, Taschendieb, Organbi, Mchul, Jda, Hellsport, Zanterie, Schomih — Jubilate.

## • Lustiges. •

### Ausreichende Erklärung.



„Aber Mann, vor 14 Tagen beim Heiratsvermittler sagtest Du, Du sähest nicht auf Geld, und jetzt willst Du durchaus meine Ersparnisse haben!“

„Na, ja, ich kann doch auch nicht eher aufs Geld sehen, als bis ich's habe!“

### Reingefallen.

Lehrer: „Sehen Sie, Meier, Ihr Vater quält sich von morgens bis abends, um sie zu ernähren, und Sie machen solche Streiche, Was ist denn Ihr Vater?“

Meier: „Rentier.“

### Fataler Druckfehler.

Er stand bekümmelt am Fenster und dachte über sein trauriges Loos nach.

### Neuer Lehrsat.

Er: „Fräulein Marie, kommen Sie ein wenig mit spazieren?“

Sie: „Ach nein, das ist mir zu langweilig.“

Er: „Ja, aber wenn sich zwei zusammen langweilen, amüsiert man sich doch ganz gut.“

### Dann freilich.

Gerichtspräsident: „Was wollten Sie denn mit dem Brecheisen anfangen, welches Sie in Ihrer Wohnung verborgen hatten?“

Angelagter: „Herr Gerichtshof, da breche ich immer die Briefe mit uff, die an mir kommen.“